

Zwischen den Grenzen: Grauzonen im Iran

Hempel, Lucy

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sonstiges / other

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hempel, L. (2016). Zwischen den Grenzen: Grauzonen im Iran. 360° – Das studentische Journal für Politik und Gesellschaft, 11(1), 93-102. <https://doi.org/10.3224/360grad.v11i1.25289>

Nutzungsbedingungen:

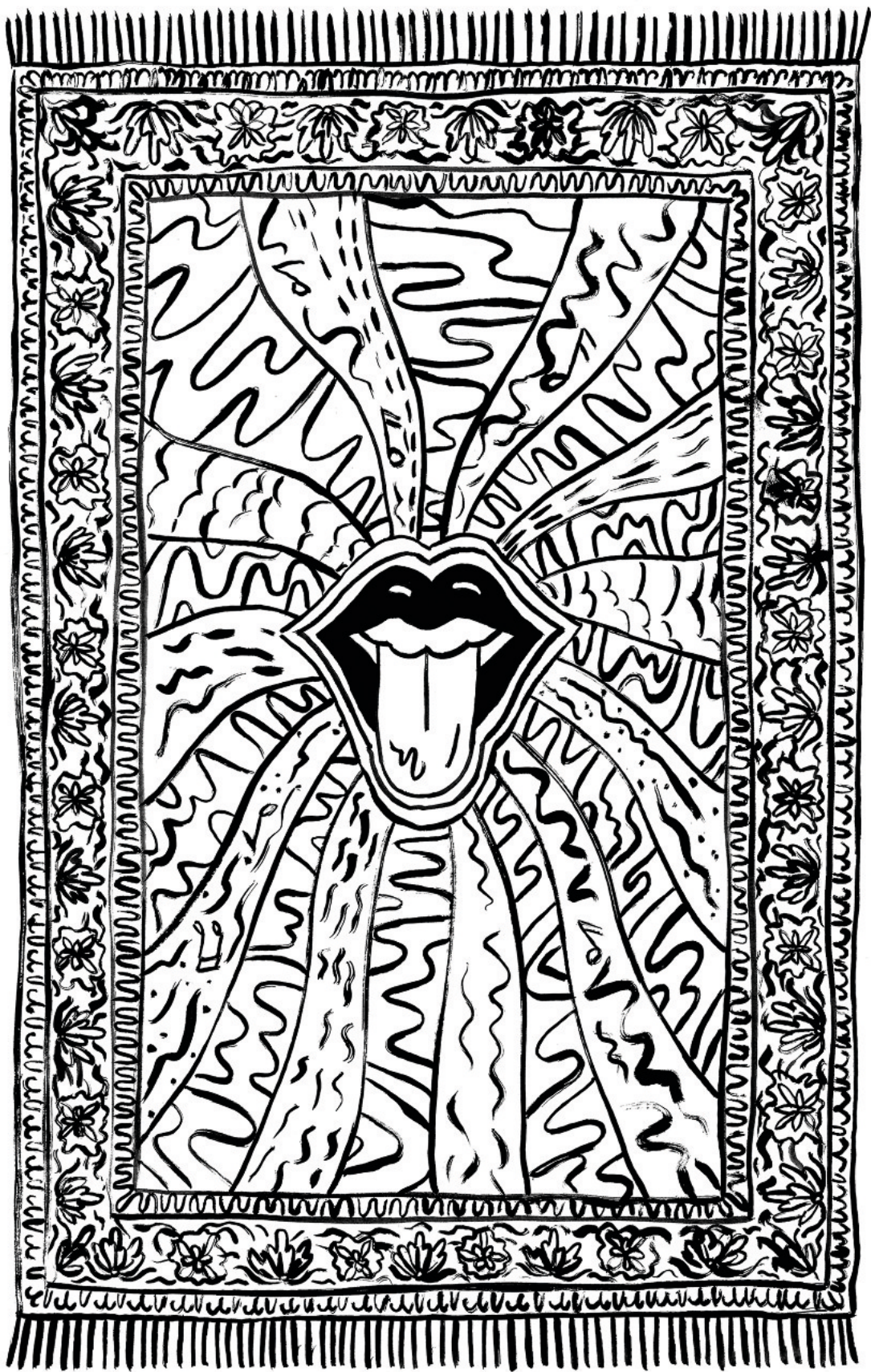
Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>



Zwischen den Grenzen

Grauzonen im Iran

ARTIKEL

LUCY HEMPEL*

ILLUSTRATION

BIANCA ROTHER

*Anm. d. Red.: Name mit einem * wurde von der Redaktion geändert.

Vorwort

Deutsche Medien stricken seit nun mehr fast vierzig Jahren am Mythos der schiitischen Ayatollah Republik – einem nach Atomwaffen strebenden Schurkenstaat, dessen wichtigste außenpolitische Ziele es sind Israel in seiner Existenz zu bedrohen und den Amerikanern auf die Füße zu treten. Ein Land, das sich von einem Ort, der den international verehrten Dichter Hafez hervorgebracht hat und von einem modernen Staat, in dem Frauen Miniröcke tragen und Alkohol trinken durften, *zurück* entwickelt hat in ein Land, in dem mittelalterähnliche Zustände herrschen, in dem die Todesstrafe an der Tagesordnung ist, in dem unterdrückerische Sicherheitsapparat alles weiß und Steinigungen erlaubt sind.

Glaubt man diesem Medienecho, müsste das Leben im Iran die Hölle auf Erden sein – ähnlich schön, wie das der im Hades gefangenen Persephone. Aber ist das so?

Wir haben eine junge Frau gefragt, die sich auf den Weg gemacht hat, um dieses Land und seine Leute allein zu bereisen, es selbst kennen zu lernen und sie gebeten, uns ein paar Geschichten zu erzählen, die vielleicht ein etwas differenzierteres Bild erlauben. Wir erheben keines Falls den Anspruch, dass diese Geschichten ein exaktes oder vollständiges Bild der iranischen Gesellschaft wiedergeben. Vielmehr werden im Folgenden neun kleine, fantastische Erzählungen helfen, dem Mythos Iran eine buntere Färbung zu geben. Vielleicht ist auch dort nicht alles schwarz und schwärzer.

Iran. April 2016. Was geht vor in jenem Land, das in den meisten Köpfen nur negative Schlagzeilen hervorruft. Von Polizisten, die brutal gegen Demonstranten vorgehen, von den Verhandlungen mit der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEO), die über Jahrzehnte hinweg scheiterten.

Die Neugierde danach, wie die IranerInnen heute mit diesen Gegensätzen leben, hat mich dazu bewogen selbst in den Iran zu gehen. Zweieinhalb Monate reiste ich als Backpackerin kreuz und quer durch das Land; schlief bei ihnen auf Sofas, Teppichen und Zeltböden. Entstanden ist ein Mosaik aus Begegnungen und Gesprächen, welche die Mythen, die den Iran umgeben, weder zu bestätigen noch zu widerlegen vermögen. Stattdessen werfen sie ein Licht auf die vielen Grauzonen, zwischen denen sich die Menschen dort bewegen. Grauzonen, in denen sowohl Verbote als auch Freiheiten miteinander verschwimmen, Tradition und Moderne, Religion und Säkularität.

Tag 1: Ankunft in Teheran. Die Farbe Schwarz, der Mythos von Frauen im Tschador und von Männern mit Bärten.

Aus Indien mit weitem gelben Rock ankommend tauche ich ein in die dunkle Masse der Teheraner U-Bahn. Dunkle Farben dominieren das Menschenbild. Zwar erblicke ich immer wieder ein knallrotes Kopftuch oder einen weißen Mantel. Doch sie stellen die Ausnahme dar. Selbst wer nicht mit einem Tschador – dem muslimischen Ganzkörperschleier – verhüllt ist und den Hidschab – das muslimische Kopftuch – demonstrativ auf der letzten Strähne des blond gefärbten Haares hängen lässt, trägt schwarz. Und dies oftmals auch hinter der heimischen Tür, wo keine Kleiderregeln gelten. Während die iranischen Großstädterinnen beim Make-Up die wildesten Farbwahlen treffen, bleiben sie ansonsten bei schwarz. Dabei existieren anders als in Weite und Länge der zu tragenden Kleider keine Vorschriften für deren Farbe. Im Gegenteil – im konservati-

ven Süden des Iran und in der Grenzregion zu Pakistan tragen die Frauen traditionell cremefarbene Gewänder mit bunt bestickten Hosensäumen. Warum also beschränken sich die modernen Iranerinnen freiwillig auf schwarz?

Ich beginne mein Umfeld mit dieser Feststellung zu konfrontieren, um eine Erklärung zu finden.

Parisa*, eine 24-jährige Studentin, vertritt die Ansicht, im Schwarz spiegele sich der Gemütszustand der IranerInnen wieder: „Dieses Regime ist krankhaft. Mit all den Restriktionen muss eine Gesellschaft doch depressiv werden, das zeigt sich eben auch im Kleidungsstil.“

Mojgan*, 35, alleinstehend, berufstätig, ist hingegen der Meinung: „Schwarz lässt sich zu allem kombinieren. Wir müssen immer so viele Kleidungsstücke tragen. Wenn man dabei auch noch gut aussehen will, ist schwarz die einfachste Wahl.“

„Iranische Frauen haben kein Selbstbewusstsein“, meint stattdessen Mehraz*. Sie ist eine Hausfrau, um die 40. „Davon zeugen auch die hohe Rate an Schönheits-OPs und das übertriebene Make-Up. Iranerinnen stehen nicht zu sich selbst. Sie haben Angst sich von der Masse abzuheben und nicht dem gängigen Schönheitsideal zu entsprechen. Iranerinnen tragen schwarz, weil es schlank macht und alle es tun.“

Karim*, ein Buchladenbesitzer in der Teheraner Enghelab Street, die nahe der Universität liegt, erläutert hingegen: „Schwarz ist elegant und seriös. Es drückt Stil und Reife aus. Das möchten wir damit zum Ausdruck bringen.“

Vermutlich gibt es auf diese Fragen so viele Antworten wie Menschen im Iran.

Tag 8: Kubrick bei Karaj. Vom Mythos Zensur.

Aus den Boxen des Kias klingt Led Zeppelin, der alte Wagen rast die Autobahn entlang, hinein in die Dämmerung. Niloufar* ist spät dran, die Filmvorführung soll in Kürze beginnen. „Vor zwei Jahren hat mein Vater hier zum ersten Mal eine öffentliche Filmvorführung durchgeführt. Seitdem zeigen wir wöchentlich Filme. Da er heute krank ist, übernehme ich die Veranstaltung“, erzählt sie. Sie ist 23, unter ihrem locker übergeworfenen Kopftuch

schauen Ihre schwarzen, kurzen Locken wild hervor. Auf dem Programm des Gemeindezentrums, das einmal pro Woche als Kino fungiert, steht für heute Abend Stanley Kubricks *The Shining* aus dem Jahr 1980. „Manchmal kommt niemand. Aber ich denke die iranische Gesellschaft braucht diese Möglichkeit ausländische Filme zu sehen und zu diskutieren. Für IranerInnen ist es schwierig ein Reisevisum zu erhalten und in Kontakt mit anderen Kulturen zu kommen. Wie sollen wir da unseren Horizont erweitern?“ Per Satellitenfernsehen erhalten IranerInnen zwar Zugriff auf jegliche zensierte Fernsehkanäle und ausgewählte Kinos in Teheran zeigen auch ausländische Filme. „Doch in diesem Ort gibt es ja noch nicht einmal ein Kino. Und auf Regisseure wie Kubrick stößt man auch in Teheran und im Fernsehen selten“, meint Niloufar.

Auf dem Vorplatz des Gemeindezentrums stehen etwa acht Personen. Ein Mann mit zerzausten, langen Haaren, eine etwas abseits wartende Frau mit streng gebundenem Kopftuch, zwei ältere Herren, ein paar Freunde von Niloufar. Als der Film beginnt, könnte man sich überall auf der Welt befinden. Bis unerwartet eine Unterbrechung eintritt und Niloufar vorspult. „Die Szene mit der alten Dame in der Badewanne können wir im Iran nicht zeigen“, erklärt sie, „sonst kriegten wir Probleme.“ Ungewollt bringt uns die Unterbrechung aus dem Sog des Films zurück in die von Zensur geprägte Gegenwart.

Tag 18: Couchsurfing in der Wüste. Der Mythos vom alkoholfreien Land.

Nirgendwo sollen Trampen und Couchsurfing so einfach sein wie im Iran, in dem Gastfreundschaft an erster Stelle steht. Dabei befindet sich Couchsurfing in einer legalen Grauzone. Offiziell verboten ist es nicht. Dennoch haben CouchsurferInnen in einigen, konservativeren Städten wie Isfahan und Yazd Probleme mit der Polizei bekommen, weil sie Fremde beherbergen. „Vermutlich haben sich religiöse Nachbarn oder Hotelbesitzer beschwert, weil Couchsurfing ihnen die Kunden klaut“ mutmaßt Mehran*, mein Couchhost in Isfahan. Er bittet mich daher das Haus morgens vor sieben Uhr zu verlassen und erst nach Einbruch der Dunkelheit wieder

zu betreten. Diese Vorsichtsmaßnahme bleibt jedoch die Ausnahme. Die meisten IranerInnen äußern keinerlei Bedenken mich bei sich aufzunehmen, egal ob Mann oder Frau. Und das obwohl das Zusammenleben von unverheirateten Menschen unterschiedlichen Geschlechts offiziell verboten ist. Auf meine kurzfristige Anfrage, ob ich morgen bei ihm in Kashan unterkommen könne, antwortet Ehsan*, dass bei ihm zu Hause zwar kein Platz sei, aber sich da schon etwas machen lasse. Einen Tag später sitzen wir zu viert mit Zelt im Auto und brettern über die steinige Straße Richtung Salzwüste. Aus unerfindlichen Gründen bricht die Achse des Gelände-untauglichen Kleinwagens nicht. Während wir uns dem Sonnenuntergang nähern, schmettern Rammstein und iranische Popsänger abwechselnd aus voll aufgedrehten Boxen ihre Lieder. Plötzlich stoppt der Wagen. Am Wegesrand steht eine winzige Hütte, vor der zwei Männer an einem Feuer stehen. Auf meine Frage, ob es sich um einen Kontrollpunkt handele und was die beiden Männer hier tun, antwortet Ehsan nur: „Tee trinken.“ Beide

Seiten scheint es nicht wesentlich zu interessieren, was die jeweils andere hier an einem Donnerstagabend – dem iranischen Wochenendbeginn – mitten in der Wüste zu suchen hat. Nach einem Glas Tee sitzen wir wieder im Auto.

Meine Überraschung wird noch größer, als wir nach einer weiteren Stunde Fahrt durch die Ödnis vor einer Düne halt machen. Wo ich Einsamkeit erwartet habe, stehen etwa ein Duzend Autos. „Hierher kommt keine Polizei“, erklärt mir Ehsan. Die iranische Wüste entpuppt sich als ungezwungener Versammlungsort, an dem die Menschen dem öffentlichen Tanzverbot trotzen und unter freiem Himmel mit offenem Haar feiern können; und wo der selbst gebraute Schnaps nur so fließt. Die Wüstenpartys scheinen ein offenes Geheimnis zu sein. Umso rätselhafter ist mir, warum die *Sepah* – die Revolutionsgarde – und die Sittenpolizei *Gashte Ershad* nicht rigoros gegen diese vorgehen. Vielleicht wissen sie, dass die Menschen ein Ventil brauchen, um mit dem Frust gegenüber den Restriktionen umzugehen – und befürchten, dass sich der Dampf sonst



Tag 23: Im Niemandsland der Gesetzmäßigkeit. Der Mythos vom Polizeistaat.

Inseln, Berge, Dschungel – der Iran ist ein riesiges Land, das seinen BewohnerInnen zahlreiche Möglichkeiten bietet, den staatlichen Restriktionen zumindest für kurze Zeit zu entkommen. Bestimmte Strände, Dünen und Wälder sind geradezu bekannt dafür, dass dort Menschen zum Feiern zusammenkommen. Wie bei unserer Wüstenparty ist dazu nicht unbedingt eine Verabredung erforderlich – oft trifft man an diesen Orten Gleichgesinnte an. Solange die Gesetzwidrigkeiten fernab der Menschenmassen stattfinden, scheint die *Sepah*, die Revolutionsgarde, wenig aktiv zu werden. Erst als die BBC jüngst über einen dieser Orte berichtete, begann sie in unregelmäßigen Abständen eine Aufsichtsperson dorthin zu schicken. Doch selbst wenn eine staatliche Person auftaucht, hat dies nicht unbedingt negative Konsequenzen zur Folge. Allzu oft handelt es sich um einen Soldaten, der lieber selbst an den Feierlichkeiten teilnehmen würde, als seinen Militärdienst zu absolvieren. So bietet uns ein junger Soldat auf einer Insel großzügig an, dass wir bei Bedarf seine Dusche benutzen könnten, als er auf unseren bunten Haufen Menschen unterschiedlichen Geschlechts in Shorts stößt.

Es bleibt jedoch ein Glücksspiel, auf wen man trifft. In der Regel ist bei kleineren Gesetzesverstößen nur mit einer Belehrung oder Geldstrafe zu rechnen. Bei Alkoholkonsum kann es hingegen zu Peitschenhieben kommen und beim Besitz geringer Mengen Haschisch winkt eine Übernachtung bei der Polizei. Ohne Fernseher, Bett und Toilette, sondern mit 120 anderen Personen auf rund 16 Quadratmetern. Welche Regeln wo bestehen und wann man sich an sie zu halten hat oder getrost umgehen kann, ist schwierig einzuschätzen. So verwundert bei der Ankunft in Teheran, dass die Parks und Straßen voll von händchenhaltenden und teils eng umschlungenen Pärchen sind – schließlich ist das Zusammensein von unverheirateten Paaren gesetzlich verboten. „Auf den zentralen Plätzen solltest du es vermeiden, das reicht“, erklärt mir Amir*, ein Bekannter aus Teheran auf mein Nachfragen hin, „und loslassen, wenn du ein grünes Polizeiauto erblickst.“

Grün, das ist die Farbe der *Sepah*, die für das Überwachen der Sittengesetze zuständig ist. Die blauen Autos der Verkehrspolizei werden in der Regel getrost missachtet.

An anderer Stelle tauchen hingegen unerwartet Verbote auf, die eigentlich gar nicht existieren sollten. So wird meine Freundin Leila* in Isfahan beim Fahrradfahren auf der Straße von der Polizei angehalten, weil dies für Frauen angeblich nur in den dafür vorgesehenen Frauenparks erlaubt sei. Eine gesetzliche Grundlage gibt es dafür nicht, offiziell dürfen Frauen im Iran auf der Straße Rad fahren, sofern sie die Kleiderordnung einhalten. „Tun lässt sich dagegen nichts“, meint Leila. „Du kannst was erlaubt und verboten ist nicht nach europäischem Maß messen oder nachlesen. Wenn die Polizei oder ein Mullah sagen etwas sei verboten, dann ist dem so.“

Die Antwort darauf, ob es sich bei einer Regel um ein gesellschaftliches Tabu, ein Gesetz, eine Verordnung oder religiöse *Fatwa* handelt, variiert von Ort zu Ort und von Person zu Person. Wer die Sanktionen in einem konkreten Fall verhängt und wie man gegen diese vorgehen kann, bleibt für mich daher etwas nebelig. Das Niemandsland zwischen Erlaubtem und Verbotenem scheint jedenfalls weit zu sein.

Tag 27 bis 32: Das Rennen um die Visumsverlängerung oder der Mythos der Abschottung

In den Iran hineinzukommen ist wesentlich einfacher als viele es sich vorstellen, das Visum kann bei Ankunft ausgestellt werden. Dass man seit Sommer 2015 auch ein für vier Wochen gültiges Visum erhalten kann anstelle eines zweiwöchigen, ist ein erstes Anzeichen für die allmähliche Öffnung des Iran, eingeleitet durch die Amtsübernahme des Präsidenten Hassan Rohani im Jahr 2013.

Im Gegensatz dazu erweist sich die Verlängerung des Visums für eine allein reisende Frau ohne Reiseplan als nicht so einfach. Das wird mir bewusst, als ich es versuche. Während mir die Behörden vorab versichert haben, dass mein Visum in jeder größeren Stadt verlängerbar sei, erhalte ich in Isfahan die Auskunft, dass ich zurück nach Teheran müsse, da ich über Teheran eingereist sei. In der zuständi-

gen Polizeibehörde in Teheran heißt es, ich könne das Visum hier nicht verlängern, weil ich momentan in Karaj untergekommen sei. Nur wenn die Behörde in Karaj die Verlängerung verweigert, könne ich dafür zurück nach Teheran kommen, wo sie es dann doch verlängern würden.

Angesichts dieser bürokratischen Willkür beginnen Nima*, der mich zum Dolmetschen begleitet, und ich zu rätseln, was wohl der tatsächliche Hintergrund für diese Komplikationen ist. Unsere Vermutung ist, dass ihnen eine allein reisende, junge Frau in Begleitung eines jungen, unverheirateten Mannes suspekt ist. Prostitution, Sittenwidrigkeit, Journalismus – das könnten ihre, teils nicht ganz unbegründeten, Befürchtungen sein. Wir kommen zu dem Schluss, dass die Unternehmung erfolgversprechender ist, wenn seine Mutter mich begleitet. In der kleinen Polizeibehörde wirken die Beamten aufrichtig verunsichert. Eine Frau ohne Reisebegleitung? So einen Fall haben sie noch nicht gehabt, das könne nicht erlaubt sein. „Der iranische Staat sorgt sich um Ihre Sicherheit“, teilen sie uns mit. Auf unserer Bitten hin tätigen sie dennoch ein paar Anrufe nach Teheran. Die Mutter meines Freundes wird nervös. „Der Beamte, mit dem wir es in Teheran zu tun gehabt haben, war ein hohes Tier bei der *Se-pah*“, erklärt mir Nima, „der gehen wir möglichst aus dem Weg.“ Doch überraschenderweise ist mir der Beamte in Teheran wohlgesinnt. Er gibt grünes Licht. Trotz Ablauf meines Visums an jenem Tag tragen mir die Beamten vor Ort auf, in drei Tagen mit einem Berg ausgefüllter Papiere und Passfotos im *Hidschab* wiederzukommen. Von einer Freundin weiß ich, dass diese Formalitäten in anderen Fällen nicht nötig waren und somit keine zwingende Vorschrift sind. Drei Tage später erscheine ich wieder mit den Unterlagen auf dem Polizeirevier. Dort verdonnern mich die Beamten dazu eine Geldstrafe zu entrichten. Schließlich hätte ich mich drei Tage lang ohne gültiges Visum im Iran aufgehalten. Mir ist alles egal, ich freue mich über den Stempel, der endlich in meinem Pass prangt, und auf einen weiteren Monat in diesem undurchschaubaren Land.

Tag 39: Blues auf der Sitar. Der Mythos von der guten alten Zeit des Schahs.

Der moderne Iran versprüht den nostalgischen Charme alter Zeiten. Nicht nur Rockgrößen wie Led Zeppelin und Pink Floyd sind hier noch lebendig. Zu Hause und in den alternativen Bars von Teheran, Karaj und Shiraz werden weiterhin Rock Bands aus den 60er und 70er gespielt, die in Deutschland nur noch LiebhaberInnen kennen. „Unsere Generation hat die Freiheiten, die unsere Eltern unter der Herrschaft des Schahs noch hatten, gar nicht erst kennen gelernt. Wie die Jugendlichen in den 1960er und 1970er-Jahren in England und den USA werden wir heute erdrückt von Konventionen. Entsprechend können wir uns mit ihrer Musikkultur identifizieren. ‘We are a fucked up generation’ singen Porcupine Tree in Cloudy Now. Das sind wir“, erzählt Amir*, 19 Jahre. Er sitzt in einer der alkoholfreien Bars und trinkt Kaffee. Dabei ist der Iran stolz auf seine altpersischen Dichter Kayyam und Hafez, die in einem beachtlichen Anteil ihrer Gedichte der berausenden Wirkung des Weines huldigen. Amir sieht älter aus, als er ist. Er trägt Koteletten, einen Hut und eine Anzughose. Ein irisches Sprichwort besagt, nur im Iran sähen alte Fotos aus, als kämen sie aus der Zukunft. Die Zukunft, das ist die Zeit vor der islamischen Revolution von 1979. „Allerdings herrschte auch vor der Revolution keine Meinungsfreiheit.“, meint Amir. „Das sieht man daran, dass vor der Revolution die gleichen Dichter verfolgt wurden wie heute; damals als Kommunisten, heute als anti-islamisch und pro-westlich. Reza Shah, der vorletzte König und Vater von Mohammad Reza Shah, hat versucht den *Hidschab* aus dem öffentlichen Raum zu bannen, heute ist es verboten keinen zu tragen. Wo ist da der Unterschied? Diktatur ist Diktatur. Die Revolution war im Kern gut, aber die Religiösen haben sie uns gestohlen. Deswegen sieht unsere Generation schwarz.“

Vor der islamischen Revolution unterhielt das iranische Königshaus politisch wie wirtschaftlich enge Beziehungen zu den USA. Diese förderten das Königshaus mit Wirtschafts- und Militärhilfen und erhofften sich davon einen starken Verbündeten gegen die Sowjetunion und den Irak im Nahen Os-

Ein neuer Blick auf die Stadt



Uwe Prell

Theorie der Stadt in der Moderne

Kreative Verdichtung

2016. 297 S. Kt.

29,90 € (D), 30,80 € (A)

ISBN 978-3-8474-0503-0

eISBN 978-3-8474-0923-6

Die „Kreative Verdichtung“ bildet ein neues Konzept innerhalb der Stadttheorie. Ausgehend von einem Forschungsüberblick erbringt die Untersuchung des Stadtbegriffs die Erkenntnis, dass die Stadt fünf Bedeutungen hat. Vier sind identisch und beschreiben strukturelle Merkmale, die fünfte ein raum- und kulturspezifisches Handeln. Dies führt zu einem neuen Stadtbegriff, der einen holistischen, interdisziplinären Blick auf die Stadt ermöglicht, welcher struktur- und handlungstheoretische Perspektiven verknüpft.

**Jetzt in Ihrer Buchhandlung
bestellen oder direkt bei:**



Verlag Barbara Budrich
Barbara Budrich Publishers
Stauffenbergstr. 7
51379 Leverkusen-Opladen

Tel +49 (0)2171.344.594
Fax +49 (0)2171.344.693
info@budrich.de

www.shop.budrich-academic.de • info@budrich.de

Hafez (um 1320 bis 1388)

Der persische Dichter Hafez gilt als einer der bedeutendsten Dichter des Iran. Sein Werk inspirierte Johann Wolfgang von Goethe zu seiner Gedichtsammlung "West-östlicher Divan" (erschienen 1819).

Auszug aus Hafez' Gedicht "Hochmut"

*"Gott knetete aus Erdenstaub allein mich,
Darum der Priester wohl nicht fände rein mich.
Denn ich verdorre leicht - um mich zu nassen,
Muss ich den Weinkrug an die Lippen pressen.*

*Weißt du, warum ich trinke?
Von Hochmut strotz ich und Eitelkeit,
Und die will ich ersäufen
Im Meer der Betrunkenheit.*

*Wenn meine Laute euch zu silbern singt,
Wenn euch mein Spott zu laut und lästrig lacht,
Zu hoch mein Rappe in die Lüfte springt,
Zu wild die Fahne meiner Weisheit winkt:
Denkt, dass ich meinen Vers im Rausch gemacht...
Wenn einst mein Kind, das zart ich entband,
Erblickt zur Rose feuerroter Pracht,
Wenn es die Güte gut, die Bosheit böse fand,
Wenn es die heilige Fackel reckt ins Land:
Denkt, dass den Knaben ich im Rausch gemacht..."*

Quelle: <http://www.apophismen.de/gedicht/88943>

ten sowie Zugang zu iranischem Erdöl. Dieser Einfluss und die luxuriösen Auswüchse des iranischen Königshauses beflügelten die Proteste des Klerus und der Bevölkerung gegen die säkularen und kapitalistischen Entwicklungen im Land und führten schließlich zur Abdankung Mohammad Reza Shahs und der Machtergreifung des Ajatollah Ruhollah Choemeini im Januar 1979.

In einer anderen Bar treffe ich Reza*. Er ist 20 und spielt leidenschaftlich Sitar, ein traditionelles persisches Saiteninstrument. Bis vor kurzem bedeckten seine Haare noch den gesamten Rücken. Jetzt sind sie kurz geschoren. Seit drei Monaten ist er beim Militär. „Würde ich verweigern, hätte ich nahezu keine Möglichkeit mehr, einen Reisepass zu erhalten. Wer gegen das Regime ist, befindet sich in einer Zwickmühle. Entweder man beugt sich, und kann das Land verlassen, oder man verweigert, und wird im Land festgehalten.“ Reza hat sich für den Reisepass entschieden. Seine Abneigung gegenüber den Restriktionen drückt er anders aus. „Meine Eltern sind liberal, aber meine Verwandtschaft mütterlicherseits ist sehr religiös. Als sie einmal gehört haben, wie ich Blues auf der Sitar geübt habe, meinten sie, es gehöre sich nicht westliche Musik auf ei-

nem traditionellen persischen Musikinstrument zu spielen. Seitdem spiele ich gerade Blues und andere westliche Musik auf der Sitar.“

Viele iranische MusikerInnen emigrieren in die USA oder nach England, um frei Musik schreiben zu können. Sobald diese trotz Zensur im Iran AnhängerInnen findet, gehen diese Gruppen auf Tour, um auch ihr heimisches Publikum zu erreichen. Nicht im Iran selbst, sondern in angrenzenden Ländern, wie der Türkei, Armenien oder den Vereinigten Arabischen Emiraten. Dort, wo Tanzen im öffentlichen Raum nicht verboten ist und man den staatlich aufgezwungenen Sitzkonzerten entfliehen kann. Hochsaison für solche Konzerte ist die Zeit nach dem persischen Neujahrsfest *Nouruz*, wenn *Iranweit* Ferien sind.

Tag 45: Traditionen aus vorislamischer Zeit. Der Mythos Persien.

Anders als der islamische Mondkalender richtet sich der iranische Kalender nach der Sonne und beginnt seit über 2.000 Jahren mit der Frühlings-Tag-und-Nacht-Gleiche am 20. oder 21. März. Aufgrund des großen Widerstandes in der Bevölkerung konnte

sich selbst der islamische Klerus bislang nicht damit durchsetzen, den Kalender zu islamisieren. Traditionell wird zu *Nouruz* in jedem Haushalt ein Tisch mit sieben Sachen gedeckt, die alle mit „S“ beginnen. Hinzugelegt wird ein Buch, das als heilig oder besonders wichtig gilt. Im Staatsfernsehen ist dies der Koran. Doch nahezu in jedem Haus, in das ich während der Feiertage nach *Nouruz* komme, liegt dort ein Band mit Hafez-Gedichten. „Das persische Neujahrsfest geht auf die alten Perser zurück, es ist viel älter als der Islam und hat nichts mit ihm zu tun“, höre ich regelmäßig auf Nachfrage, warum dort kein Koran liege. Dass der Dichter Hafez, der Johann Wolfgang von Goethe wesentlich zur seiner Gedichtsammlung „West-östlicher Divan“ inspiriert hat, vor rund 700 Jahren gelebt hatte und somit noch jünger ist, als der Islam, scheint diese Aussage nicht zu entkräften.

Allgemein berufen sich die IranerInnen gerne auf das Persertum. Je nach Einstellung entweder um sich vom Islam oder von den vorrangig sunnitischen Arabern abzugrenzen. Es scheint das Bindeglied zwischen säkularen und religiösen IranerInnen zu sein. So werden Feste wie das *Nouruz*-Fest, die auf prä-islamische Bräuche zurückgehen und ihre Wurzeln oft im Zoroastrismus haben – einer Religion, die bereits vor Gründung des persischen Reiches um 550 v. Chr. auf dessen Gebiet existiert hatte – von IranerInnen aller Weltanschauungen als Traditionen aufrecht erhalten. Warum dies für sie als streng gläubige Muslime zu keinem Glaubenskonflikt führe, erklärt mir die religiöse Mutter eines Freundes folgendermaßen: „Der Zoroastrismus und der Islam haben den gleichen Ursprung und teilen die gleichen Werte. Sofern es zu keinem Widerspruch kommt, sehe ich daher kein Problem in der Ausübung zoroastrischer Bräuche, die für mich eher einen kulturellen als einen religiösen Wert haben.“ Und Mehdi*, ein 50-jähriger säkularer Arzt um die 50 aus Teheran erklärt: „Ich bin kein Nationalist, sondern ein Kulturalist.“

So unpolitisch diese Haltung auch anmuten mag, der iranische Klerus weiß sich durchaus des Mythos Persien zu bedienen. Er propagiert die Zurückberufung auf persische Kulturgüter, um die ansonsten multiethnische und –religiöse Gesellschaft zusam-

menzuhalten. Denn neben Farsi (Persisch) sprechen viele IranerInnen eine zweite Muttersprache, darunter Türkisch, Arabisch, Belutschi und Luri. Und wenngleich der shiitische 12-Islam den Iran dominiert, gibt es zahlreiche religiöse Strömungen: Christentum, Judentum, sunnitischer Islam, Sufismus, Baheitum. Ein gesellschaftliches Pulverfass. Zwar erlebe ich einen überraschend respektvollen Umgang zwischen den unterschiedlichen Gruppen. Dies ist jedoch bestimmt nicht überall und seitens der Politik der Fall, sodass sich die Rückbesinnung auf die alten Perser als von großem Nutzen für die Politik erweist. Ohne es zu wollen, stärkt auf diese Weise selbst der Kulturalist Mehdi durch seine Ansicht den Nationalstaat Iran.

Tag 59: Die Motocrosserin. Der Mythos der unterdrückten Frau.

Fahren auf vier Rädern ist für Frauen im Iran kein Problem – weder aus gesetzlicher noch aus kultureller Sicht. Oft sieht man eine religiös verschleierte oder stark geschminkte Frau am Steuer sitzen, während ein Mann auf dem Beifahrersitz oder der Rückbank sitzt. Eine Sitzordnung, die selbst in vielen Familien in Europa leider noch unüblich ist. Anders verhält es sich mit dem motorisierten Zweirad. Frauen können im Iran keinen Motorradführerschein erwerben. Das Motorradfahren auf öffentlichen Straßen bleibt ihnen somit verwehrt. Doch dieses Verbot beinhaltet eine Lücke für den Motorsport: Motocross. Denn abseits der Straßen ist kein Führerschein erforderlich und das Fahren für Frauen grundsätzlich erlaubt.

Noora Naranghi ist 27 Jahre alt und Irans erster weiblicher Motocross-Champion. Mit vier Jahren saß sie zum ersten Mal auf dem Motorrad, schon ihre Mutter, knapp 17 Jahre älter, fuhr Motocross, ebenso ihr Vater. „Frauen werden dazu erzogen, wenige Aktivitäten auszuüben“, erklärt sie, „insbesondere keinen Motorsport.“ Sie müssten geschützt werden, heißt es vordergründig. Denn nach Überzeugung eines Großteils der Gesellschaft seien sie besonders schutzbedürftig. Diese Denkweise habe nicht nur religiöse Ursprünge, der Iran sei ein traditionelles Land. „Im Motorsport führt diese Hal-

tung paradoxerweise dazu, dass Motocross-Fahren für Frauen im Iran gefährlicher ist als für Männer: Die Tracks der Frauen sind nicht so gut in Schuss gehalten wie diejenigen der Männer.“ Zudem fehlten sanitäre Einrichtungen, um im Notfall schnell erste Hilfe leisten zu können.

Als Kind fuhr Noora Rennen mit Jungs und zählte regelmäßig zu den besten drei. Als dies auf Grund ihres Erwachsenenalters nicht mehr möglich war, rief sie 2009 das erste nationale Motocross-Rennen für Frauen ins Leben, das sie gewann. In den darauffolgenden Jahren trainierte sie mit den Weltklasse Champions Stefy Bau, Ashley Fiolek und Livia Lancelot in den USA und Frankreich. Doch momentan fehlt Irans weiblichem Motocross-Champion ein adequates Motorrad zum Trainieren. „Motocross ist ein teurer Sport“, beklagt Noora. Ohne Sponsoren und die Möglichkeit Werbung zu machen, fehlen ihr die finanziellen Mittel, um den Sport professionell betreiben zu können. „Nachdem ich aus den USA zurück gekommen bin, schloss der iranische Motocross-Verband unseren Frauenclub. Seitdem unterrichte ich, aber mich selber verbessern kann ich nicht. Es ist demotivierend.“

So emanzipiert der Titel der iranischen Motocross-Fahrerin im ersten Moment klingt, ganz losgelöst von patriarchalen Strukturen konnte Noora den Titel nicht erwerben. Ihr Vater liebte Motocross-Sport und unterstützte die Tochter deshalb. In anderen Bereichen fällt es ihr schwerer, ihren Kopf durchzusetzen.

Dennoch ist Motocross ein Teil von ihr: „Für mich ist Motocross nicht nur ein Sport, nicht nur ein Wettbewerb, sondern eine Lebensweise. Motocross hat mich eine Menge gelehrt: Nach vorne zu blicken, Hindernisse zu erkennen, bevor ich sie erreiche und entsprechend meine Entscheidungen zu treffen. Doch Leben bedeutet Lernen, nicht Motorrennen. Das versuche ich meinen Schülerinnen zu vermitteln. Ich habe festgestellt, dass Mädchen im Iran Angst vor Hindernissen haben. Wenn sie einen Stein sehen, steuern sie wie gebannt darauf zu. Ich bringe Ihnen bei, darüber hinweg zu blicken, einen freien Weg daran vorbei zu finden.“

Mittlerweile ist sich Noora gar nicht mehr so sicher, ob Motocross-Champion tatsächlich das ist,

was sie sein will. „Für mich ist es Zeit, nicht mehr Motocross-Champion zu sein, sondern Champion meines eigenen Lebens.“

Tag 75: Abschied vom Iran. Der Mythos vom unbereisbaren und gefährlichen Land.

IranerInnen sind sich schmerzlich dessen bewusst, welch schlechte Reputation ihr Land im Ausland hat. Während meiner Reise wurde ich immer wieder gefragt, ob ich Angst gehabt habe in den Iran zu reisen, und ob sich meine Bedenken bestätigt hätten. Ich antwortete ihnen stets, dass ich keine Angst gehabt habe, aber Bedenken schon. Mir erschienen sowohl die extreme Besorgtheit meiner Eltern, als auch die schiere Sorgenlosigkeit der von mir vorab kontaktierten CouchsurferInnen fragwürdig.

Absurderweise fühlte ich mich im Iran dann, umgeben von Pakistan, Afghanistan, dem Irak und Syrien, wie in einer nahöstlichen Oase des Friedens und der Sicherheit, während in Brüssel, Ankara und Istanbul die Anschläge erfolgten. Tatsächlich ist das Reisen im Iran bis auf Sprachbarrieren extrem sicher, einfach und angenehm. Sofern man sich – zumindest dem Schein nach – an die Vorschriften hält, hat man vom repressiven Staat wenig zu befürchten. Die neugierigen Blicke, denen man wegen des mangelnden Tourismus auf den Straßen begegnet, sind unaufdringlich und freundlich. Sicherlich kann man in Probleme geraten, wenn man sich mutwillig in aufkochende Proteste vor einer staatlichen oder religiösen Einrichtung begibt, zu einer der diskriminierten Gruppen gehört oder verbotene Handlungen vollzieht. Doch abseits davon ist es ruhig im Iran. Bei einem meiner Besuche bei der Polizei verwickelte mich selbst ein Beamter der *Sepah* in ein Schwätzchen über den FC Bayern München, als er erfuhr, dass ich Deutsche bin. Manche Dinge sind überall gleich, egal ob in Spanien, Indien oder eben im Iran. Die Mythen, die den Iran umranken, entstammen aus antiken Geschichten und modernen Medien. An jedem dieser Mythen ist etwas Wahres dran, doch dazwischen liegt ein Meer aus Überraschungen und Abweichungen, die es wert sind, erkundet zu werden.